

EINÜBUNG UND WEISUNG

„Prinzip x Tausend“

Marginalien zur Verantwortung eines Theologiestudenten

Als Hans-Georg Gadamer, der berühmte Heidelberger Philosoph, im Jahr 1995 95 Jahre alt wurde, gab es aus Anlass seines Geburtstags verschiedene Ehrungen und Veranstaltungen. Unter anderem war Gadamer im Gymnasium in Neckargemünd zu einem Gespräch mit Schülern der Oberstufe eingeladen. Im Verlauf des Gesprächs fragte einer der Schüler keck: „Sie sind Philosoph. Was arbeitet denn eigentlich ein Philosoph den ganzen Tag?“ Antwort von Gadamer: „Ich habe mich mein ganzes Leben lang darauf vorbereitet, mit Ihnen heute dieses Gespräch zu führen.“ In ihrer Einfachheit und Tiefe ist die Antwort geradezu genial. Zugleich hat sie viel zu tun mit dem, worum es auch im Studium der Theologie und in der Ausbildung zum Priester geht.

In der etwas vorlauten Frage des Gymnasiasten „Was arbeitet denn eigentlich ein Philosoph den ganzen Tag?“ offenbart sich ein nicht selten anzutreffendes Bild vom Philosophen: Danach ist der Philosoph ein Mensch, der sich den lieben langen Tag über seine Gedanken macht, aber keinem geregelten Arbeitsleben nachgeht und nichts sichtbar Produktives hervorbringt. Kurz, ein Philosoph ist ein Mensch, der viel Freiheit und Muße hat. In gewisser Hinsicht stimmt dieses Bild sogar: Ein Philosophieprofessor, wie Hans-Georg Gadamer einer war, hat im Alltag zweifellos einen größeren persönlichen Freiraum als jemand, der an seiner Arbeitsstelle in einen 8-Stunden-Tag eingewängt ist.

Ähnliches gilt für den Studenten: Auch er hat einen größeren persönlichen Freiraum als etwa ein Arbeiter und ein Angestellter. Das gilt selbst für einen Theologiestudenten, der Seminarist ist oder Ordensangehöriger und sich von daher in eine feste Lebensordnung eingebunden sieht. Dass es diesen Freiraum gibt – für Studenten und ihre Lehrer -, ist gut und richtig so. Denn da, wo es um das Aneignen von Erkenntnissen geht – zumal, wenn es sich nicht bloß um sachlich-technische Erkenntnisse, sondern um Lebenseinsichten handelt -, braucht es Zeit und einen angemessenen Freiraum. Einsichten philosophischer und theologischer Art lassen sich bekanntlich nicht per Knopfdruck herstellen. Sie müssen wachsen. Zu diesem Wachstum braucht es den Wechsel von systematischer Arbeit und kreativem Freiraum. Um im Bild des Wachsens zu bleiben: Wenn ich von einer Pflanze Früchte ernten will, muss ich gute Wachstumsbedingungen schaffen, muss ihr Nahrung geben, sie pflegen, sie von Unkraut befreien, sie möglicherweise auch hochbinden. Die Knospen oder Früchte aber kann ich nicht gewaltsam hervorzerren. Auf die muss ich geduldig warten, denn sie brauchen Zeit.

Studenten, die vor ihrem Studium bereits einen Beruf erlernt und ausgeübt haben, wissen den Freiraum, den das studentische Leben bietet, besonders zu schät-

zen. Sie erleben es als ein Privileg, sich nun quasi beruflich mit den Fragen beschäftigen zu können, für die vorher nur am Rande Zeit war.

Gefährdeter Freiraum

Es gibt jedoch zwei grundlegende Versuchungen, die in dem beschriebenen studentischen Freiraum lauern. Sie sollen hier kurz benannt werden.

Die erste der beiden Versuchungen ist in der Regel zunächst nicht im Blick. Es ist die Versuchung, den gegebenen Freiraum zu wenig in Anspruch zu nehmen, weil man Angst hat, dabei zu wenig zu leisten. Unter Umständen spürt der Studierende es zunächst gar nicht so deutlich. Doch die Tatsache, nicht täglich etwas sichtbar Produktives Zustände zu bringen, nicht täglich nach dem geleisteten Arbeitspensum gefragt zu werden und Ergebnisse vorzeigen zu können, kann belastend sein. Über kurz oder lang stellt sich die Frage ein: Was leiste ich überhaupt? Für wen ist das gut? Wird das einmal zu einem Ergebnis führen, das sich sehen lassen kann?

Da, wo produziert und verkauft wird, ist es anders: Der Elektriker weiß am Abend eines Tages, wie viele Meter Kabel er verlegt hat. Der Kaufmann kann leicht feststellen, wie viel Ware er verkauft hat. Der Sachbearbeiter sieht, wie viele Anträge er bearbeitet hat. Da gibt es überall ein handgreifliches Ergebnis. Bei einem Studenten ist das anders. Ebenso bei einem Seelsorger. Da ist das Ergebnis in aller Regel nicht gleich sichtbar. Bis es soweit ist, braucht es einen längeren Atem. Wo die konzentrierte Geduld zu diesem Atem fehlt, lockt die Versuchung, ins Konkrete zu fliehen, etwas Handgreifliches zu machen: Man flüchtet in Aktivitäten, lässt sich nur zu gern für alle möglichen Dinge einspannen, ist leicht bereit, Dinge zu organisieren, Besorgungen zu machen. Doch auch schon ganz banale Aktionen verschaffen gegen einen aufsteigenden *horror vacui* das Gefühl, etwas Sinnvolles und Produktives getan zu haben: Wollte man nicht schon längst einmal die Festplatte des PCs aufräumen, die herumliegenden Unterlagen ordnen, das Zimmer in Ordnung bringen ...? Gerade so läuft man aber Gefahr, die Gnade und die Herausforderung der geschenkten Zeit zu verpassen, die darin besteht, sich nicht durch allerlei Aktivitäten zu beweisen, dass man Wichtiges und Sinnvolles tut.

Die zweite Versuchung, von der hier die Rede sein soll, ist die nahe liegendere der beiden: Sie besteht darin, den gegebenen Freiraum zu sorglos in Anspruch zu nehmen. Wie das aussieht, muss nicht eigens illustriert werden. So sind wir Menschen: Wenn wir nicht unter Zeitdruck stehen, nicht unter dem Anspruch, bald ein greifbares Ergebnis abliefern zu müssen, dann stehen wir sehr leicht in der Gefahr, den gegebenen Freiraum zu vertrödeln, zu verschlafen, zu zerreden ... Damit ist nicht einem Plädoyer gegen die Muße, gegen Austausch, persönliches Gespräch und zweckfreies Tun das Wort geredet. Die Gefahr, um die es hier geht, heißt: Sich treiben zu lassen, sich zu wenig Rechenschaft zu geben über sein Tun bzw. über das Verhältnis von Arbeit und freier Zeit.

Das „Prinzip x Tausend“

Ein Gegenmittel, das in beiden Versuchungen hilfreich sein kann, ist der Blick nach vorne.

Nicht selten haben Studenten während ihrer Studienzeit das Gefühl, nur für sich allein verantwortlich zu sein, weil während dieser Zeit niemand – außer einem selbst – unmittelbar von dem profitiert, womit man sich beschäftigt. Ebenso wenig wird keinem anderen geschadet, wenn man es mit der Arbeit nicht so genau nimmt. Doch dieses Gefühl ist trügerisch. Das zeigt der Blick nach vorne.

Zum Beweis reicht ein kleines Gedankenexperiment, das ich Studenten hin und wieder vorschlage: „Stellen Sie sich im Geiste die Menschen vor, zu denen Sie in einigen Jahren als Seelsorger gesandt werden. Im Grunde arbeiten Sie schon jetzt für sie, auch wenn Sie sie noch nicht sehen, nicht einmal kennen. Doch das, was Sie sich in den Jahren der Ausbildung aneignen, was Ihnen an Einsicht im Glauben aufgeht, wird diesen Menschen – Alten und Jungen, Kranken und Gesunden, Frohen und Deprimierten – zugute kommen.“

Ist ein solcher Blick nach vorne nicht eine Perspektive, die entlastet? Sie befreit von dem Gefühl, in Zeiten des Studiums keinem richtig nützlich zu sein. Sie befreit von dem Gefühl, alles sei noch so uneigentlich. Denn dieses Gefühl täuscht. Der »Ernstfall« hat schon begonnen, auch wenn es noch Geduld braucht, bis man dies sehen kann. Im Blick nach vorne bekommen Studium und Ausbildung eine andere Qualität und Würde. Sie sind alles andere als reine Selbstbeschäftigung. Freilich bekommen sie dadurch auch einen anderen Ernst: Denn das, was ich mir nicht aneigne, die Chancen zu tieferer Einsicht und Verstehen, die ich ungenutzt lasse, gehen den Menschen verloren, zu denen ich später gesandt werde. Ihnen werden dann Antworten abgehen, die sie vielleicht hätten brauchen können und die gerade ich ihnen hätte geben müssen.

P. Willi Lambert SJ, Kenner der Exerzitienspiritualität und erfahrener Wegbegleiter für viele, hat in seiner Zeit als Spiritual im Germanikum-Hungaricum (1977-1987) das „*Prinzip x 1000*“ formuliert. Es will sagen: Alles, was jemand während seiner Studienzeit an Chancen, an Möglichkeiten der Auseinandersetzung, des Wachsens etc. ergreift und nutzt, lässt sich mit dem Faktor *x 1000* multiplizieren. Denn es wird nachher im priesterlichen Dienst mindestens 1000 Menschen zugute kommen. Dasselbe gilt leider umgekehrt auch für die verpassten Chancen, die ungenutzten Möglichkeiten, die mangelnde Auseinandersetzung. Auch hier ist wohl mit dem Faktor *x 1000* zu rechnen, und wahrscheinlich ist das noch untertrieben. Denn angesichts der geschwundenen Priesterzahl ist der Faktor, den W. Lambert vor gut zwanzig Jahren eingesetzt hat, heute wesentlich höher anzusetzen.

Schon manchem Studenten (auch Doktoranden), der unter der scheinbaren Nutzlosigkeit seines Studiums litt und unter dem Gefühl, zu wenig konkrete Ergebnisse hervorzubringen, hat der Gedanke an das *Prinzip x 1000* geholfen. Und schon manchem, der sich dabei ertappte, zu verschwenderisch und zu wenig verantwortlich mit der gegebenen Zeit umzugehen, hat das Prinzip einen heilsamen Schrecken

eingejagt.

Ein Mitstudent hat mir einmal gegen Ende des Studiums gesagt, dass er schon für die Menschen bete, zu denen er einmal geschickt wird: Auch das ist eine Form studentischer Verantwortung.

Geradezu traumhaft wäre es, wenn es in einem Klassenzimmer einmal zu folgender Szene käme: Der Kaplan wird vorlaut von einem Schüler in der Klasse gefragt, warum denn die Priesterausbildung so lange dauert, wo es doch beim Priester vor allem darum gehe, Messe feiern zu lernen. „Was haben Sie eigentlich in all den Jahren der Ausbildung gemacht?“ Antwort des Kaplans: „Ich habe mich die ganze Zeit darauf vorbereitet, mit euch heute dieses Gespräch zu führen.“¹

Stephan Ackermann, Lantershofen

¹ Lesenswert ist zu dieser Thematik auch immer noch H. Schlier, *Die kirchliche Verantwortung des Theologiestudenten*, in: ders., *Der Geist und die Kirche. Exegetische Aufsätze und Vorträge IV* (hrsg. von V. Kubina und K. Lehmann). Freiburg-Basel-Wien 1980, 225–240.